



Gold, doch keine goldene Zukunft

Rausch und Ernüchterung in Senegal / Internationale Unternehmen enttäuschten

Der Ausbau der extraktiven Industrien ist ein Lieblingsprojekt des senegalesischen Präsidenten Sall. Traditionelle Goldgräber sind darin nicht vorgesehen. Das sorgt für Konflikte.

Von Louisa Prause, Dakar

Die ersten handwerklich betriebenen Goldminen sieht man bereits auf der Straße nach Kédougou: mittelgroße Gruben, nicht besonders tief, daneben ein Haufen Säcke, in die das goldhaltige Gestein mit Quecksilber behandelt, das anschließend verbrannt wird. Zurück bleiben das Gold und allzu oft das Quecksilber im Boden, im Wasser, auf den Händen und in den Lungen der Frauen und Männer.

Was im Dämmerlicht der untergehenden Sonne romantisch aussieht, ist für Mensch und Umwelt hochgefährlich. Neun Stufen, erklärt mir einer der Goldgräber, gibt es beim handwerklichen Abbau. Während Phase acht und neun wird das goldhaltige Gestein mit Quecksilber behandelt, das anschließend verbrannt wird. Zurück bleiben das Gold und allzu oft das Quecksilber im Boden, im Wasser, auf den Händen und in den Lungen der Frauen und Männer.

Durch den hohen Goldpreis kommt es in der senegalesischen Provinz Kédougou seit Mitte der 2000er zu einem wahren Goldrausch. Geschätzt wird, dass sich Zehntausende Einwanderer aus der Subregion, insbesondere aus den Nachbarländern Guinea und Mali, aber auch aus Ghana und Burkina Faso, in der senegalesischen Grenzregion befinden, um Gold zu suchen. Mit ihnen kamen neue Fördertechniken.

Die Goldwäsche mit Sieb und Wasser hat in Senegal eine lange Tradition und wird von der lokalen Bevölkerung seit Jahrhunderten während der Trockenzeit praktiziert. Die Zuwanderer aus Burkina Faso und Mali brachten hingegen Quecksilber und Zyanid mit, um das Gold aus dem Stein zu lösen. Diese Techniken sind deutlich effektiver, und billig sind sie auch. Zehn Gramm Quecksilber, erklärt mir Alioune, ein Aktivist aus der Region, bekommt man in Kédougou für rund drei Euro. Der handwerkliche Goldabbau ist dabei längst kein kleiner Nebenverdienst mehr. In einigen der so genannten Diouras arbeiten über 1000 Menschen. Der Jahresumsatz wird auf mehrere hunderttausend Euro geschätzt.

Bei einem Goldrausch sind auch die internationalen Großunternehmen nicht weit. Zusammen mit dem hohen Goldpreis hat Senegal durch eine investorenfreundliche Gesetzgebung das Interesse der Minenun-



Goldsucher aus Guinea in der Nähe von Dakar beim Auswaschen des Metalls

Foto: Reuters/Finbarr O'Reilly

ternehmen geweckt. Für etwa 80 Prozent des Départements Saraya, in dem hohe Goldvorkommen vermutet werden, wurden bereits Explorationslizenzen oder Minenkonzessionen vergeben. Die kanadische Firma Teranga Gold betreibt dort die erste industrielle Goldmine Senegals und bemüht sich um eine Ausweitung ihrer Konzession.

Der Anknüpfung der internationalen Unternehmen wurde in der Region Kédougou, einer der ärmsten Senegals, mit großen Erwartungen entgegengesehen. Arbeit und Verbesserungen für die Infrastruktur erhoffte sich die Bevölkerung. Etwa zehn Jahre nachdem die ersten Unternehmen kamen, sind die meisten Anwohner enttäuscht. Teranga beschäftigt heute zwar etwa 1000 Leute, allerdings nur wenige aus den umliegenden Dörfern und nicht einmal die Hälfte aus der Region. In Sabodala, einem Dorf nur wenige Kilometer von der Goldmine entfernt, beklagt sich der Dorfschef, dass es seit fünf Tagen kein fließendes Wasser mehr gibt. Auch Strom sei nur hin und wieder vorhanden. »Da hinten ist Amerika«, sagt er vor seinem Haus und deutet in Richtung Mine.

Das Gold hat die wirtschaftliche und soziale Struktur der gesamten Region verändert. Die Haupteinkommensquelle vieler Haushalte ist mittlerweile nicht mehr die Land-

wirtschaft, sondern die Arbeit als Goldgräber. Und ihre Diouras wollen sich die Leute nicht nehmen lassen. »Unsere Väter und die Väter unserer Väter waren Goldgräber. Dank uns wissen die Unternehmen überhaupt, dass es hier Gold gibt«, erklärt mir ein alter Mann im Haus des Dorfschefs von Sabodala.

So wie er sehen das viele hier. Etwa 20 Kilometer von Sabodala entfernt, wehren sich seit 2010 sechs Dörfer gegen die Schließung einer der größten und ältesten Diouras der Re-

Bei einem Goldrausch sind auch die internationalen Großunternehmen nicht weit.

gion: Gora, die sich im zukünftigen Konzessionsgebiet von Teranga befindet. Mamadou Cissokho, Sprecher der sechs Dörfer bekräftigt, dass man die Dioura nur räumen werde, wenn Staat und Unternehmen einen Ersatzkorridor für den handwerklichen Goldabbau bereitstellen. In den vergangenen Jahren wurden Polizeikontrollen aus den Dörfern gejagt, und bis heute boykottiert die Bevölkerung Befragungen und Verhand-

lungen, um so die Konzessionsvergabe an Teranga zu blockieren.

Die Regierung versucht, den handwerklichen Goldabbau zu formalisieren und einzudämmen. Letztes Jahr ließ sie unter Einsatz Tausender Polizeikräfte und des Militärs sämtliche Diouras schließen. Als Anarchie bezeichnen Regierungsvertreter die Situation. Sie verweisen auf Umweltschäden durch die Quecksilbernutzung, die Zunahme der Prostitution und die teils gewaltsamen Zusammenstöße zwischen Goldgräbern. Auch wenn diese Risiken zweifellos bestehen, die Verteufelung des traditionellen Goldabbaus dient der Regierung auch als Rechtfertigung für die industriellen Minen.

Der Ausbau der extraktiven Industrien ist ein Lieblingsprojekt des senegalesischen Präsidenten Macky Sall. Goldgräber sind darin nicht vorgesehen. Allerdings erwähnt kaum ein Regierungsvertreter, dass in den riesigen Tagebaugruben und auf den Gesteinshalden in den nächsten Jahrzehnten nichts mehr wachsen wird – und das in einer der regenreichsten Regionen Senegals mit einem hohem landwirtschaftlichen Potenzial. Egal auf welche Weise das Edelmetall in den nächsten Jahren aus der Erde geholt wird, es bleibt fraglich, wie es der Region auch zu einer goldenen Zukunft verhelfen soll.

Kampf um Landrechte in Costa Rica

Indigene verteidigen nach dem Gesetz ihre Ansprüche

Von Diego Arguedas Ortíz, San José

In Costa Rica ist die Gewalt gegen indigene Volksgruppen, die für die Rückgabe der ihnen rechtlich zustehenden Gebiete eintreten, zwar abgeflaut, doch der Kampf um ihre Landrechte ist noch lange nicht vorbei.

Die Interamerikanische Menschenrechtskommission (CIDH) hat der Regierung bis Mitte des Monats Zeit gegeben, ihre Resolution zugunsten von Schutzvorkehrungen für Angehörige der Ethnie der Bribri umzusetzen. Die Bribri leben im Südosten des Landes auf einem ihnen theoretisch zustehenden 11 700 Hektar großen Territorium mit Namen Salitre. Doch seit Jahren machen ihnen Nichtindigene ihre Landrechte streitig. »Nach dem Gesetz sind wir berechtigt, unseren Anspruch auf Salitre zu verteidigen. Zu den Dingen, die wir dürfen, gehört auch, dass wir uns die Gebiete zurückholen, die sich in den Händen Nichtindigener befinden, aber nicht von diesen bewohnt werden«, erläutert die Indigenenführerin Roxana Figueroa.

Die CIDH-Resolution zielt auch auf den Schutz der Teribe oder Bröran, die auf dem Territorium Térraba ebenfalls im Südosten Costa Ricas leben. Etwa 85 Prozent ihres Gemeindelands werden von Nichtindigenen besetzt. Neben Salitre und Térraba gibt es weitere 22 indigene Territorien, die alle unter der Besetzung durch Nichtindigene leiden.

Damit verstößt Costa Rica sowohl gegen eigene als auch gegen internationale Rechte und Verträge. Nach dem costa-ricanischen Indigenengesetz von 1977 sind die Gebiete der Ureinwohner unveräußerlich. Sie dürfen nicht zerstört und Nichtindigenen überlassen werden. Sie sind ausschließlich den Ethnien vorbehalten, die in ihnen leben.

»Nichtindigene sind jedoch hierhergekommen, um die Natur auszubeuten. Sie halten unser Land besetzt oder haben es uns durch Betrug weggenommen«, berichtet Figueroa auf einer Farm, die die Bribri Eindringlingen abgetrotzt haben, die sich das Land illegal angeeignet hatten. Der 36-jährigen Figueroa zufolge ist die Gewalt gegen die Gemeinschaft zurückgegangen. Doch sei die Gefahr nicht gebannt. *IPS*

KOMMENTAR

Der dritte Reiter

Ingolf Bossenz über den grausamen Kreislauf von Seuchen und Hunger

»Und ich sah, und siehe, ein schwarzes Pferd. Und der darauf saß, hatte eine Waage in seiner Hand. Und ich hörte eine Stimme unter den vier Tieren sagen: Ein Maß Weizen um einen Groschen und drei Maß Gerste um einen Groschen ...« Die Gestalt auf dem Rapfen ist der dritte der vier apokalyptischen Reiter. Die Zeilen, mit denen er in der Offenbarung des Johannes gezeichnet wird, taugen auch heute – nach über 1900 Jahren – als Schlagzeilen. Denn der dritte Reiter symbolisiert den Hunger.

Nun gehört das Hungern für Millionen Menschen dieses Planeten zum Alltag ihres Überlebens. Kein Stoff, aus dem die Top-News sind. Ebola, der Tod, der aus dem Virus kommt, die Bedrohung, die von Afrika bis nach Europa ausgreift – das war ein Ereignis, das es auf Themenseiten und in Sondersendungen schaffte. Inzwischen wird die Lage weniger bedrohlich bewertet.

Doch der dritte Reiter, verlässlich und gnadenlos, ist bereits zur Stelle: In Sierra Leone, das zu den am stärksten von der Seuche gepeinigten westafrikanischen Staaten gehört, droht eine schwere Ernährungsnot. Die Nahrungsmittel schwinden, weil wegen der landesweiten Quarantänemaßnahmen, die zur Ebola-Eindämmung ergriffen wurden, die Felder nicht mehr ausreichend bestellt werden konnten. »Saatgut und Nahrungsmittel sind bereits seit Ausbruch der Epidemie knapp«, sagt Jochen Moninger, Landesdirektor der Welthungerhilfe in Sierra Leone. »Schon jetzt sind circa 150 Dörfer von Hunger betroffen und bis Ende Mai erwarten wir eine drastische Ausbreitung.«

Am Ende der biblischen Apokalypse steht nicht der Untergang, sondern die Zeitenwende, die Erneuerung. Doch welche Erneuerung soll das sein mit Blick auf Sierra Leone und andere dem Elend preisgegebene Länder? Eine neue Epidemie, der die von Hunger Geschwächten noch weniger entgegensetzen haben?

ACTION

Heute in Hamburg – »Ghettobil- dung – parallel zu welcher Gesellschaft? Entwicklungen von Stadt und Migration«, Vortrag von Erol Yildiz (Universität Innsbruck), 19.30 Uhr, Werkstatt für internationale Kultur und Politik, Nernstweg 32, Hamburg, Eintritt: 3 €.

Eine Welt Leipzig präsentiert heute, 20 Uhr im Theaterhaus Schille, Otto-Schill-Str. 7, das Theaterprojekt Hope Theatre Nairobi mit dem Programm: The Fair Trade Play – Szenen und Beats aus der afrikanischen Metropole. Eintritt 8/ermäßigt 6 €.

Lateinamerika: »Fashion – ein globales Geschäft«. Das Textilbündnis für sozioökologische Standards in der globalen Lieferkette. Referent: Berndt Hinzmann, INKOTA-Kampagne »Saubere Kleidung«, 21. Mai, 19.30 Uhr, Galerie Olga Benario, Richardstraße 104, Berlin.

»Es ist also möglich, von Regeln abzuweichen«

Festung Europa und Festung Vereinigte Staaten – Auswanderung und Flucht sind traditionell zentrale Themen auf dem Freiburger Film Forum

Das Freiburger Film Forum wurde 30 und bot ein hervorragend kuratiertes Programm mit vielen Gesprächen zwischen Regisseuren und Publikum.

Von Ulrike Mattern

»Don't take it personal«, sagt der Mann freundlich. »Nehmen Sie es nicht persönlich.« »Wir befolgen Regeln.« Clara sitzt in Abschiebehaft. Einige Meter weiter heben Flugzeuge von Schiphol Airport Amsterdam ab. In einem von ihnen wird sie nach Nigeria fliegen. Jahrelang lebte sie in den Niederlanden, ohne Papiere. Und dieser Mann auf der anderen Seite des Tisches erklärt ihr, dass sie die Ausweisung nicht persönlich nehmen solle?

Natürlich ist es persönlich, antwortet sie und schlägt sich gegen die Brust. »Ich bin hier, sitze Ihnen gegenüber.« Die Regisseurin Jacqueline van Vugt präsentierte am Wochenende auf dem Freiburger Film Forum ihren Dokumentarfilm »Borders«. Sie folgte durch Westafrika der Spur der Menschen, für die Europa ein Sehnsuchtsort ist. Sie traf Frauen, die von Schleppern zur Prostitution gezwungen oder zurückgelassen werden; korrupte Beamte in Paradeuni-



Eine der anonymen Heldinnen aus La Patrona

Foto: Pieter von Huystee Film & TV

formen, die lässig darüber richten, wer passieren darf; und effizient arbeitende Polizisten an den Grenzen der »Festung Europa«, die Lastwagen durchkämmen, um Einreisende aufzuspüren. Van Vugt, 1970 geboren,

verleiht der Migration ein Gesicht. Manchmal unerwünscht – wie bei einer Gruppe, die von belgischen Grenzbeamten entdeckt wird und vor der Kamera die Gesichter verbirgt.

Auswanderung und Flucht sind

traditionell zentrale Themen auf dem Freiburger Film Forum, das am Sonntag zu Ende ging. Seit 1985 findet es alle zwei Jahre im Kommunalen Kino statt und erkundet die Spannweite visueller Anthropologie in dokumentarischen Formen. Für Flüchtlinge aus Freiburger Wohnheimen ist in diesem Kino der Eintritt frei. Ein Interessent erhielt eine Dauerkarte fürs Festival.

Zum 30-jährigen Jubiläum knüpfte man an Klassiker an, um in Richtung Zukunft auszuholen; bei dem in einer Auswahl fein komponierte Stillleben (»Hinoki Farm«, Regie Akiro Hellgardt) auf ein spärliches Lautschrift-Arrangement (»Little Short Film«, Pia Ilonka) trafen. Die nicht ganz so neue Richtung in der visuellen Anthropologie will alle Sinne spielen. 2006 wurde das »Sensory Ethnography Lab« an der US-amerikanischen Universität Harvard gegründet, und seither rocken Filme dieser Schule die Festivals – wie der hinreißende »Sweetgrass« (2009) von Lucien Castaing-Taylor und Ilisa Barbash, die Hirten in den Bergen Montanas beim Schaftrieb begleiteten. Seinen Stil beschreibt der 1979 im Mittleren Westen der USA geborene Regisseur als aufgeschlossen: Er tauche ins Geschehen ein, halte im Vor-

feld keine These parat und vermittele keine Botschaft. Charakteristisch sind der markante Einsatz von Geräuschen als Ouvertüre, die den Zuschauer mit angespannter Irritation in den Film zieht, und die Interaktion mit Beteiligten.

Der mexikanische Film »Llévate mis amores – all of me«, ebenfalls von 2014, kommt ohne theoretischen Ballast, aber mit überbordender Zuneigung für seine Akteure daher: Frauen aus dem Dorf La Patrona versorgen seit 1995 Migranten, die auf dem Dach von Güterzügen an die Grenze der Vereinigten Staaten gelangen wollen, mit Nahrung. Wann immer sie aus der Ferne das Pfeifen des Zuges vernehmen, stellen sich die Frauen mit Körben an die Gleise und werfen den Menschen vorbereitete Plastiktüten mit Lebensmitteln und Wasserflaschen zu.

Eigentlich sei es verboten, den »Illegalen« zu helfen. Aber eine der Initiatorinnen berichtet, wie sie mit den Behörden über ihren Bewegungsraum verhandeln. Es ist also möglich, von Regeln abzuweichen. Oder wie es Regisseur Arturo González Villaseñor dem Publikum mit auf den Weg gab: »Man muss ein Schicksal nicht erlebt haben, um Empathie zu empfinden.«